

Erbarnten, zu spät, die Bürger kommen

Meine Begeisterung schlug hoch, als ich die Gelegenheit erhielt, Offene Kanäle anzusehen. Einem solchen Versuch verdanke ich die Kenntnis des „Deer Inn“, zu deutsch „Reh-und-Hirsch-Kneipe“, eine der besten in San Francisco. Die liegt gegenüber vom Studio des Bürgerkanals dieser Stadt, und ich wollte eine von diesen Sendungen sehen. Da ich niemanden kannte, der mitten am Nachmittag vor seinem Kabel-TV saß, und im Studio selber Hochbetrieb herrschte, verwies man mich an besagte Kneipe. Aber der Wirt wehrte meine Bitte ab; er schalte das Gerät tagsüber nie ein, weil sich die Gäste davon gestört fühlen. Die Sendung habe ich bis heute nicht gesehen. (Für Reisende hier die Adresse der kulturellen Oase: Deer Inn, 1900 Folsom Street, San Francisco.)

Hierzulande findet der Offene Kanal noch mehr im Geheimen statt. Auf einer Tagung der deutschen Journalisten-Union wurde heftig über das Kabelfernsehen debattiert, aber gesehen hatte keiner was. Der Gewerkschaftsvertreter im Aufsichtsrat des Kabelprojekts Ludwigs-hafen berichtete, dort gehe es ähnlich zu: kaum ein Mitglied habe sein Haus verkaufen lassen, kaum eines habe Sendungen gesehen.

Da fehlen einfach überall die verkabelten Rentner. Denn es reicht ja nicht, schlecht zu Fuß zu sein und eine Liebe für die Glotze zu empfinden, man muß auch das Gerät endlos angedreht lassen können, weiß man doch nie, was kommt: Für den Offenen Kanal gibt es in der Regel gar

keinen, jedenfalls keinen öffentlichen, Sendeplan.

Wir, zwischen 28 und 43, ließen uns Bänder schicken oder mitbringen und sanken in die Stühle eines videosüchtigen Freundes. Beim Sehen fühlten wir uns wie bei einer Goldenen Hochzeit in der Kleinstadt: die Stimmung war albern und feierlich. Wessen Goldene Hochzeit es war — Spießers, Bürgers, Jedermanns — blieb unklar, wir jedenfalls blieben weitgehend außen vor. Später genossen wir die Vorführungen auf einer Tagung der Offenen-Kanalarbeiter-Riege in Ludwigs-hafen. In Berlin gibt es zur Zeit der Fertigstellung des Artikels noch keine Sendungen im Offenen Kanal, noch nicht einmal die mit Schaudern erwarteten vorgefertigten Bänder der rechtslastigen „Berliner Bürgergemeinschaft“ sind zu sehen.

Nur WIR

„Zusammenschnitt von Produktionen aus dem Offenen Kanal, nach verschiedenen Kategorien strukturiert“, stand auf der Kassette; anbei eine zwölfseitige Liste, worauf Titel, Inhalt, Produzenten und Sendedauer aufgeführt waren.

Und dann ging's los. In rasender Abfolge rauschten 38 Ausschnitte, keiner länger als 30 Sekunden, an den verwunderten Zuschauern vorbei. Kaum war es möglich, durch einen raschen Blick ins Begleitheft aufzufindig zu machen, um was es sich handelt, schon war man mitten in der nächsten Einstellung.

Nach knapp 20 Minuten war der Spuk vorüber und die gehezten Betrachter ratlos. Ein Urteil abzugeben über diesen Querschnitt schien nahezu unmöglich. Einige wenige Beiträge, darüber war man sich einig, wirkten interessant, die hätte man gerne ausführlicher gesehen. Ansonsten, so kommentierte einer trocken, „in dieser Kürze kann man's ganz gut aushalten“.

Was war hängengeblieben? Von der „Salsa Panamericana“ (ursprünglich 150 Minuten mit zwölf Musikern aus USA, Puerto Rico, Argentinien und diesem unserm Lande): „Da haben Neger gespielt.“ Von „Rollentausch“, einem deutsch-türkischen Laientheaterstück (Ausschnitt aus einer 23-Minuten-Aufzeichnung von Leuten um die 20): „Das war Spitze, wie der Deutsche vor dem türkischen Arbeitsvermittler strammstand und angemacht wurde, weil sein Türkisch 'nix gutt' war.“ Von Max Frischs „Andorra“ (Probe aus zweieinhalb Stunden Theater von Schülern eines Ludwigs-hafener Gymnasiums): rein gar keine Erinnerung. Vom „Gaudi-Springen, tollkühnen Wasserski-Seglern durch die Lüfte in neckischer Verkleidung in einem Pfälzer Dorf (aus 15 Minuten Band): „Atemberaubend. Ich hab' mich gefragt, ob das Trick oder echt war. Nein, das war echt.“ Von der „Taucherprüfung der DLRG“, den sattgebräunten Lebensrettern an unseren Badestränden (es waren einmal 21 Minuten, größtenteils unter Wasser gedreht): „Blubb-blubb, total langweilig.“ Vom „Gardeboll 84“ des Karnevalvereins „Mondglotzer“ aus Ludwigs-hafen-Maudach: „Humtata, fettglänzende Gestalten, Turnhalle, weißgekleidete Tische, o Gott.“ (Ursprünglich 120 Minuten Gähnen). Von der „Mannheimer Friedenswoche“, angeblich einer „Dokumentation der Aktionen während der „Mannheimer Friedenswoche Ende 1983“: „Nur Plakate und Reden, keine Action, aber vielleicht war's auch in Wirklichkeit so.“ (Ursprünglich 24 Minuten). Von „Mord in der WG“, dem „Frühwerk einer Heidelberger Videogruppe“ — „Zuerst wurde das Material abgedreht und nachträglich die Handlung entworfen“ (ne halbe Stunde hat's gebracht): „Ja, da war das ungespülte Geschirr zu sehen, der Frühstückstisch in der Wohngemeinschaft, vertrauter Alltag.“ Vom „Mann aus San Diego“, einem Spielfilm von 16-jährigen Kids, abendfüllend: „Amischinken, Parkdecks, wie diese TV-Serien.“

Was wir bis jetzt über uns ergehen ließen, lief unter den Sparten Musik, Theater, Sport, Kinder, Vereine, Lokales, Spannung — aber eigentlich gab es nur einer Sparte: WIR. Oder ausführlicher: wie wunderbar sind wir selbst, wenn wir uns mit der Kamera entdecken. Was war von den restlichen Sparten — Abstraktes, Aktuelles, Live, Satire und Show — zu erwarten?

Da flimmerten also „Experimente mit optischen Begegnungen“ über den Bildschirm, ausgewählt aus elf Minuten eines Pfälzer Steinmetz'. Man erinnerte sich an Flugzeuge, UFOs und unseres Video-Fans generierter Ausruf „Alter Scheiß“, da ihm die telgenen Flugobjekte zum circa 500sten Male vorgeführt wurden. Bei „Treffpunkt Marktplatz“ (15 Minuten von Jugendlichen aus einem Volks-

hochschulkurs) ging's um eine Demonstration gegen Ausländerfeindlichkeit in Mannheim, wo die Polizei wohl nach dem Motto „Erst verhaften wir die Türken, die Beweise besorgen wir uns später“ zugeschlagen hatte. „Das war echt gute Action und hektisch“, erinnerte sich einer an das Werk der 20-Jährigen.

Dann kam der Gipfel der Darbietung: „Der Videoverein stellt sich vor: Selbstdarstellung des Ludwigs-hafener Videovereins.“ Es folgen 60 Minuten gnadenloser Langeweile. Auf dem Bildschirm erscheint der Vorsitzende, etwa 55-jährig und ungefähr so mitreißend wie Helmut Kohl. Seine angestrengten Ausführungen schildern Sinn und Zweck des Vereins; jeder zweite Satz beginnt mit der Formulierung: „Der Videoverein 1981 e.V.... wurde gegründet... hat zum Ziel... hat 750 Mitglieder...“ usw. Die Essenz des Ganzen: es handelt sich um einen Kassettenverleih-Betrieb plus Videokurse, organisiert nach dem Muster eines Schrebergärtner-Vereins. Erklärtes Motiv für die Gründung: Kritik am Fernsehen! Entgegengesetzt werden soll ein „Familien- und Vereinsprogramm“. Das bedeutet z.B.: Festakt zum einjährigen Jubiläum des Vereins. Unschärfe, verzerrte Aufnahmen zeigen die Vorstandsmitglieder mit Narrenkappen auf dem Podium, sich selbst und ihre Verdienste anpreisend, zur Unterhaltung Blaskapelle und Tanzgruppe. Das alles findet in einem unbewegten Bildausschnitt statt, die Kameraposition wird nicht ein einziges Mal verändert, geschweige denn scharf gestellt. Zur Vollendung des Ganzen erscheint am Bildrand ein Rolltitel: „Es kann zu Bild- und Tonstörungen kommen.“ Daß ausgerechnet ein Videoverein solche visuellen Sensationen zustandebringt, ist genial. Der gesamte Beitrag läßt nicht das geringste gestalterische Bemühen erkennen, nicht einen Funken Fantasie.

Allein während zwei Dritteln der Zeit ist der einfältige Vorsitzende im Bild, immer wieder aus der Satzung predigend. Die wenigen Schnitte zeigen dann so faszinierende Einstellungen wie Festreden, eine Autobahn von oben, die Gaststätte „Fasaneheim“ von außen und innen, durchaus leer, den Wirt als Vereinsmitglied, die Blechfront eines Autos, und selbst der Auftritt eines Gesangsvereins ohne Ton fehlt nicht.

Zwar kann man davon ausgehen, daß solche Beiträge nicht unbedingt repräsentativ sind für das Programm des Offenen Kanals, eher das perfekte Negativ-Beispiel darstellen, dennoch bleibt ein gewisses Unbehagen — vielleicht auch Erschrecken über das Horror-Kabinett deutscher Mentalität, das hier vorgeführt wird. Aber das kennt, wer sich je eine Goldene Hochzeit zugemutet hat. Die Oma-Generation rührend oder verkalkt, gelegentlich eine graue Pantherin darunter; die ältere Vätergeneration peinlich und erstarrt; die 20- bis 40-jährigen frühvergeistert oder (die Minderheit) alternativkulturell angehaucht und zum Identifizieren für uns als Zuschauergruppe geeignet, die Jüngeren auf dem Musikclip-Trip — dies alles zusammen, die Generationen und Kulturen gnadenlos überspannend, ist nur sinnvoll und erträglich anzusehen, wenn man sagen kann: ich bin dabei gewesen, das sind WIR.

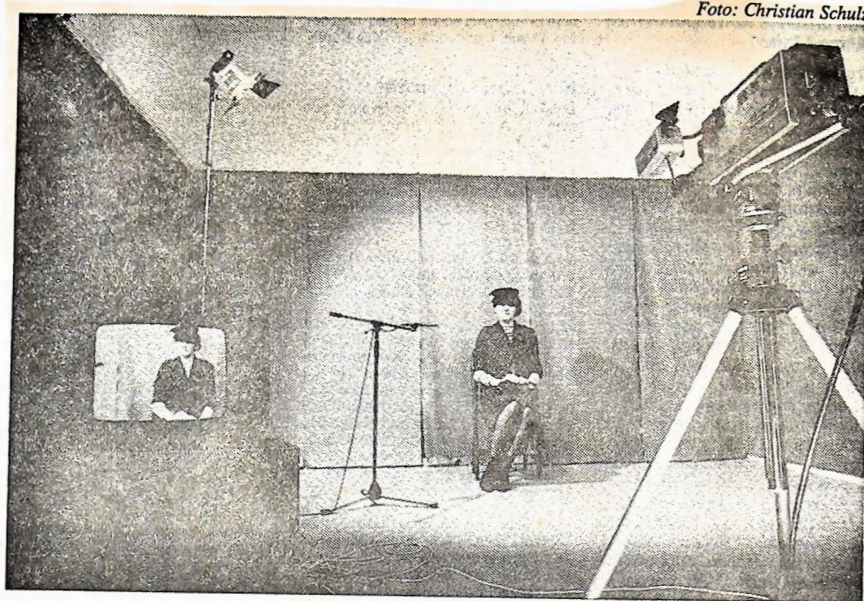


Foto: Christian Schulz

Das waren sie also, die sonst im Fernsehen nicht gezeigt werden? Die den Offenen Kanal zur „Vielfaltreserve“ machen? Vielfaltreserve der Einfalt vielleicht. In Wirklichkeit geht es um etwas anderes: die urige Kommunikation, die von Stadtteilvätern veranstaltet wird, zu der noch die Mundpropaganda der Zuschauer untereinander gehört. Alles andere würde, mehr Sendezeit vorausgesetzt, auch im offiziellen Fernsehprogramm unterkommen.

Peinliche Nähe

Eines ist klar: vieles von dem, was wir gesehen haben, steht quer zu unserer Vorstellung von Öffentlichkeit im Unterschied zur Privatheit. Wenn die schwimmenden Lebensretter zum ersten Mal unter Wasser gefilmt haben, so zeigten sie sich gegenseitig begeistert ihre Resultate vor — wir aber denken, sie sollen's für sich behalten und uns damit verschonen. Bei Nachbarn Dia-Schau mit Frau Lore, zum fünften Mal vor dem Familien-Opel auf der Zugspitze fotografiert, schläft ja auch jeder ein. Nur Nachbar und Frau Lore schauen verzückt immer wieder hin. Aber so einfach ist die Sache nicht. Es gibt nicht die traditionellen Gruppen und Gemeinschaften, es gibt auch das diffuse Gemeinschaftsbedürfnis isolierter Einzeler. Daß in den Vereinigten Staaten das Kabel-Mitmach-Nahsehen seinen besten Erfolg in der Vernetzung von Altersheimen, pardon Seniorenresidenzen hatte, sollte zu denken geben. Diese Alten sind wahrscheinlich gnadenlos modern: sie suchen Wärme ohne Nähe, Kommunikation ohne gemeinsame Geschichte,

Mitteilung ohne Miteinanderleben. Fast alles, was wir im Offenen Kanal sehen, wirkt peinlich: entweder weil es das „große Fernsehen“ nachahmt, Amateurgillen mit napoleonischer Geste anpreist, oder weil es die Familienvorführung nach außen trägt, ohne sich zu ver-gewissern, ob es da irgendjemand sehen will.

Als spürten sie das, bilden die Adressaten solcher Darstellungen unangemessener Nähe eine kleine Gemeinschaft, die intensiv miteinander und aufeinander reagiert. Nicht nur weil der Offene Kanal einem großen Jux, einer „Modernen Narretei“ gleicht (Helmut Reinicke), also einer Veranstaltung, in der die Grenzen zwischen Öffentlichem und Privatem aufdringlich, eindringlich oder peinlich verwischt sein können. Sondern dieses Zusammenrücken signalisiert auch, daß die Herstellung von kleinen und dennoch modernen Öffentlichkeiten, um die es im Offenen Kanal geht, auch unser Problem ist. Kleine Öffentlichkeiten sind die Antwort auf die großindustrielle, unverschämte entpersönlichte Darbietungen etwa der für Millionen weltweit übertragenen Sport-, Musik- und Staatsereignisse. Modern müssen auch die kleinen Öffentlichkeiten sein, weil wir die traditionellen Gemeinschaftserlebnisse der Dorf- und Stadt, unter der jeder jeden kennt, weder zurückholen wollen noch können. Daß Anonymität nicht nur krank, sondern auch frei macht — an dieser urbanen Erfahrung kommt keine neue Form von Öffentlichkeit vorbei.

Klaus Nissen, Richard Herding, Bille Bartscher (ID/Projekt Alltag, Frankfurt)